

Michael Schneider

## Simone Weil (1909-1943): Kämpferin und Mystikerin

(Radio Horeb, 6. Mai 2014)

Simone Weil wird am 9. Februar 1909 als Kind einer jüdischen Arztfamilie geboren. Im Vergleich zu ihrem Bruder, der ein begabter Mathematiker ist, hält sie sich selber für nicht begabt genug. Sie studiert an den besten Schulen Frankreichs und besteht ihr Philosophieexamen an der École normale supérieure mit glänzendem Erfolg. Schon in jungen Jahren unterrichtet sie an verschiedenen höheren Lehranstalten. In ihrer wachen Sensibilität ist Simone Weil ein revolutionärer Mensch und wird schon zu Lebzeiten als »Frankreichs rote Jungfrau« bezeichnet. Sie nimmt aktiv am politischen Leben teil und kämpft in den Reihen der äußersten Linken. Als Philosophiedozentin in Le Puy bei Lyon teilt sie ihr Gehalt mit den Arbeitslosen und arbeitet in den Renault-Werken als Fräserin. Im Spanienkrieg kämpft sie in den Reihen der Roten und auf der Seite der Arbeiter. Sie stellt sich den Problemen ihrer Zeit, den Fragen des Weltfriedens, der Vergötzung der Sexualität, der Frage nach der Sinnhaftigkeit der modernen Waffen, der Säkularisierung und den Wegen zu Gott in den Religionen Asiens.

1937 findet die Atheistin in Assisi zum Glauben und Gebet. Sie liest das Neue Testament und betet täglich des öfteren das Vaterunser. 1938 hat sie in Solesmes eine tiefe Christuserfahrung, die sich in den folgenden Jahren wiederholen soll. Simone Weil stirbt im Alter von nicht 34 Jahren am 24. August 1943 zu Ashford (Kent) in einem Sanatorium, wo sie darauf besteht, in einem Saal und nicht in einem Einzelzimmer untergebracht zu werden, um auch hier das Leben der Armen zu teilen. Die Todesursache ist Unterernährung, da sie sich aus Solidariät mit den Hungernden ihres Heimatlandes weigert, mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als die offiziellen Rationen in Frankreich ausmachen. Total erschöpft und entkräft spricht sie ihre letzten Worte: »Sprich mir schweigend von Gott.«

Im ganzen ist Simone Weil ein »schwieriger Mensch«, der es einem nicht leicht macht, ihm in allem zu folgen. Und doch darf von ihr gesagt werden, daß sie »eine Heilige hätte werden können. Und wie manche, die diese Stufe erreicht haben, hat sie größere Hindernisse zu überwinden, aber auch größere Kraft, ihrer Herr zu werden, als die übrigen Menschen. Ein potentieller Heiliger kann eine sehr schwierige Persönlichkeit sein«<sup>1</sup>. So muß jeder im Gespräch mit ihr erleben, daß sie im Verlauf einer Diskussion nie nachgeben wird: Das Aufgeben einer Meinung bedeutet für sie eine Veränderung ihres ganzen Wesens.

Von ihrer äußeren Erscheinung her ist Simone Weil überhaupt keineswegs anziehend. Nicht brillant oder spielerisch, sondern monoton und aggressiv bringt sie ihre Ansichten vor. Sie sucht die Wahrheit, ohne jeden Schein und jede Fassade; jedes Kompliment, jede Form von Umarmung und -Zärtlichkeit lehnt sie ab. Ihr Leben lang bleibt Simone Weil - »die Antigone mit der Feder Pascals«,

---

<sup>1</sup> T.S. Eliot, Vorwort zu S. Weil, Das Unglück und die Gottesliebe. München 1961, 11.

wie sie genannt wird -, ein Mensch, der immer wieder aneckt. »Übergescheit«, wie sie ist, vermag sie es prächtig, andere anzuschmauzen. Ihre schwache Gesundheit übergeht sie verächtlich, sie bleibt Zeit ihres Lebens eine kräftige Raucherin und lebt im Existenzminimum, »Hunger wird zu einem dauernden Gefühl«. Schon als Kind lehnt sie jede Annehmlichkeit ab und verzichtet als 6jährige während des Ersten Weltkriegs auf jeden Zucker, um ihn den Soldaten an der Front zu schicken.

Am meisten provoziert die Tatsache, daß Simone Weil außerhalb der Kirche bleibt, und zwar aus Gründen der Solidarität mit denen, die der Geborgenheit einer Kirche und des Schutzes, den der Glaube bietet, entbehren müssen: »Ich kann nicht umhin, mich auch weiterhin zu fragen, ob es in diesen Zeiten, in denen ein großer Teil der Menschheit im Materialismus versunken ist, nicht Gottes Wille ist, daß es einige Männer und Frauen gibt, die sich ihm und Christus ganz zu eigen gegeben haben und die dennoch außerhalb der Kirche bleiben. Jedenfalls ist, wenn ich mir den Akt meines Eintritts in die Kirche als etwas tatsächliches vorstelle, das sich in naher Zukunft ereignen könnte, mir nichts so schmerzlich wie der Gedanke, mich von der ungeheuren und unglücklichen Masse der Ungläubigen zu trenne. Ich habe das tieferinnere Bedürfnis, ich glaube sagen zu dürfen: die Berufung, mein Leben unter den Menschen und in jeglicher menschlichen Umgebung so hinzubringen, daß ich mich durch nichts von ihnen unterscheide, daß ich ihre Farbe annehme - zumindest in dem vollen Ausmaße, als das Gewissen sich dem nicht widersetzt -, daß ich unter ihnen verschwinde, und zwar, damit sie sich so zeigen, wie sie sind und ohne sich mir gegenüber zu verstellen; weil ich sie kennenlernen möchte, um sie so zu lieben, wie sie sind.«<sup>2</sup>

Die Sprache des Marktes ist nicht die des Brautgemaches: Gottes Wort ist ein verborgenes, nicht das der Versammlungen und Konzile und großen Gottesdienste. Wer diese Verborgenheit des Gotteswortes nicht erfahren hat, ist, auch wenn er alle von der Kirche verkündeten Dogmen anerkennt, ohne jeden Bezug zur Wahrheit, wie Simone Weil darlegt. Sie anerkennt Dogmen, Sakramente, Liturgie, Leben und Wirken der Heiligen - aber in dem ihr eigenen Sinn: »Die Dogmen, die Sakramente, die Liturgie haben meiner Seele einen Stempel aufgedrückt, der sich nie mehr auslöschen läßt. Wenn - was Gott verhüte - ich mich eines Tages von der Kirche trennen müßte, so könnte es nur im Namen jener Forderungen sein, die sie in mir erweckt hat. Ja, ich könnte sie mit meiner Hand schlagen, aber die Kraft dieser Hände würde ich ihrer Nahrung verdanken. Meine Revolte wäre nicht so tief wie mein Glaube, sie wäre noch ein Akt des Glaubens.«<sup>3</sup>

Simone Weil weiß um die Notwendigkeit eines religiösen Amtes, das die Menschen im Glauben zu unterweisen, die Sakramente zu spenden und die Tradition weiterzugeben hat, aber sie mißtraut der Kirche als Organisation und sozialer Autorität. Von sich bekennt Simone Weil: »Ob mit Recht oder Unrecht, ich glaube nicht außerhalb der Kirche, insofern sie eine Quelle sakramentalen Lebens ist, zu stehen, sondern nur außerhalb der Kirche als sozialer Realität.«<sup>4</sup> Sie wirft der Kirche vor, daß sie ein sozialer totalitärer Organismus nach dem Muster des kaiserlichen Roms sei, der die Freiheit

---

<sup>2</sup> S. Weil, Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen, Olten-Freiburg 1976, 89.

<sup>3</sup> J.-M. Perrin / G. Thibon, Wir kannten Simone Weil. Paderborn 1954, 215.

<sup>4</sup> Ebd. 78.

des Menschen aufhebe und die Gaben Gottes für sich selbst ausnütze. Dieser katholische Totalitarismus ist für sie schlimmer als der eines Hitler oder Stalin, weil er mit ewigen Strafen drohe.

Für Simone Weil bedeutet die »Anhänglichkeit an die Kirche als irdisches Vaterland« eine Unvollkommenheit, weil der Mensch nicht restlos und radikal zu Gott geht: »Die Kinder Gottes sollen hienieden kein anderes Vaterland haben als das Universum selbst, mit der Gesamtheit aller vernunftbegabten Geschöpfe, die es enthalten hat, enthält und enthalten wird. Dies ist die Heimat, die ein Anrecht auf unsere Liebe hat. Alles, was enger ist als das Universum, und dazu gehört auch die Kirche, mag wohl sehr weitgehende Verpflichtungen auferlegen, aber die Verpflichtung zur Liebe wird sich nicht darunter befinden.«<sup>5</sup> Wirklich »katholisch« ist nur jener, der sein Herz an nichts Geschaffenes hängt, außer an die Gesamtheit der Schöpfung.

Simone Weil sucht eine »neue Heiligkeit«. Sie besteht für sie zunächst darin, selber im eigenen Leben und Werk abwesend zu sein und zu verschwinden, damit Schöpfer und Geschöpf ihre Heimlichkeiten austauschen können. Heiligkeit besteht für Simone Weil darin, daß der Mensch nichts von sich, alles aber von Gott erwartet; nur dann ist Christus das Modell, das sich im Leben der Glaubenden ausdrückt. Ein solches Leben der Heiligkeit entfaltet sich nicht abseits von der Welt, sondern mitten in ihr, durch die Heiligung des Weltlichen: »Die Welt bedarf der genialen Heiligen, wie eine Stadt, in der die Pest wütet, der Ärzte bedarf. Und wo ein Bedürfnis vorhanden ist, besteht auch eine Verpflichtung.«<sup>6</sup> Wie sich Simone Weil die neue Heiligkeit vorstellt, zeigt sich in ihren letzten Worten auf dem Sterbebett: »Sprich mir schweigend von Gott.«

Simone Weil, die gläubige Christin außerhalb der Mauern der Kirche, erfährt in ihrem Leben des öfteren die Begegnung mit Christus, vor allem in den Jahren 1938, 1940 und 1941. Die Begegnungen mit dem Herrn offenbaren immer ein bestimmtes Schema: Gott nähert sich dem Menschen, wenn er ihn am wenigsten erwartet, mitten in der Nacht; diese überraschende Neuheit ist es auch, die diese Begegnungen von allem Unechten und Trügerischen unterscheidet.

Immer intensiver wird Simone Weils Lebensweg bestimmt und geprägt von der Solidarität mit den Leidenden.<sup>7</sup> Deren notvolles Schicksal beschreibt sie mit dem Wort »Unglück« als Entwurzelung des Lebens. Der Begriff des »Unglücks« unterscheidet sich wesentlich von dem des »Leides«, weil ihm eine ganz andere Leiderfahrung zugrunde liegt: Wenn körperlicher Schmerz (z.B.

---

<sup>5</sup> S. Weil, Das Unglück und die Gottesliebe, 84f.

<sup>6</sup> Ebd. 88.

<sup>7</sup> Vor diesen Begegnungen mit Christus hat Simone Weil in den Jahren 1934 und 1935 eine schwere körperliche Arbeit aufgenommen, die ihr so zusetzt, daß ihr Körper rebelliert, die Augen tränen, der Kopf schmerzt und die Glieder vor Erschöpfung gefühllos werden. Sie will nicht »auf Urlaub bei der Arbeiterklasse« sein, sondern restlos eine von ihnen sein. Um das Arbeitssoll erfüllen zu können, holt sie das letzte aus sich heraus, bis zur totalen Verausgabung ihrer Kräfte, bis zur Selbstentfremdung. Nach einem Jahr Fabrikarbeit wurde sie von ihren Eltern nach Portugal mitgenommen; sie schreibt: »Ich war seelisch und körperlich gewissermaßen wie zerstückelt. Diese Berührung mit dem Unglück hatte meine Jugend getötet. Bis dahin hatte ich keinerlei Erfahrung des Unglücks besessen, außer meines eigenen, das, weil es das meinige war, mir von geringer Wichtigkeit schien, und das überdies nur ein halbes Unglück war, da es biologische Ursachen hatte und keine sozialen ... Während meiner Fabrikzeit, als ich in den Augen aller und in meinen eigenen mit der anonymen Masse ununterscheidbar verschmolzen war, ist mir das Unglück der anderen in Fleisch und Seele eingedrungen ... Dort ist mir für immer der Stempel der Sklaverei aufgeprägt worden, gleich jenem Schandmal, das die Römer den verachtetsten ihrer Sklaven mit glühendem Eisen in die Stirn brannten. Seither habe ich mich immer als einen Sklaven betrachtet« (S. Weil, Das Unglück und die Gottesliebe, 47f.).

Zahnschmerzen) wieder nachläßt, so bleiben keine wesentlichen Spuren in der Seele des Menschen zurück; das Unglück hingegen trifft den Menschen in allen Bereichen seiner Seele und führt zur »Entwurzelung des Lebens«,<sup>8</sup> da es den Menschen von sich selber ablöst. Die wesentliche Erfahrung des Unglücks besteht darin, daß es den Menschen restlos »entwurzelt«.<sup>9</sup> Das Unglück gibt dem Menschen den »Stempel der Sklaverei« und nimmt ihn so in seinen Bann, daß er sich selber verliert und »ent-wird«: An dem Tage, wo ein Mensch zum Sklaven wird, verliert er die Hälfte seiner Seele. Im Unglück verliert der Mensch nicht etwas, sondern sich selber.

Auch für Christus war es nicht selbstverständlich und leicht, sein Leid anzunehmen, als er sich von seinem Vater verlassen fühlte und bei den Menschen Trost suchte. Wenn der Glaubende lernt, wie Christus im Vertrauen auf Gottes Güte und Liebe das Unglück anzunehmen und im »Abstand«<sup>10</sup> das Wort Gottes im »Schweigen zu hören, so ist es dies, was wir, noch vernehmlicher, durch es hindurch erfassen. Die in der Liebe ausdauern, hören diesen Ton auf dem tiefsten Grunde ihrer Verlorenheit, wohin das Unglück sie hinabgestoßen. Von diesem Augenblick an sind sie allen Zweifeln enthoben«<sup>11</sup>.

Die wichtigste Folge des Unglücks ist, daß Gott abwesend zu sein scheint, abwesender als ein Toter, und der Mensch meint, ihn nicht mehr lieben zu können; damit wird aber Gottes Abwesenheit so endgültig,<sup>12</sup> daß die Seele des Menschen von einem bisher nicht gekannten Grauen erfüllt wird. Die unerhörte »Größe des Christentums beruht darauf, daß es nicht nach einem übernatürlichen Heilmittel gegen das Leid, sondern nach einem übernatürlichen Gebrauch des Leidens trachtet«<sup>13</sup>. Liebt der Mensch nämlich Gott weiter - gegen bzw. über die Abwesenheit

---

<sup>8</sup> »Das große Rätsel des menschlichen Lebens ist nicht das Leiden, sondern das Unglück. Es ist nicht verwunderlich, daß man Unschuldige tötet, aus ihrer Heimat vertreibt, ins Elend oder in die Sklaverei stößt, in Lagern oder Kerkern einsperrt, denn es finden sich Verbrecher, um solche Handlungen zu begehen. Ebenso wenig ist es verwunderlich, daß die Krankheit zu langen Leiden verurteilt, die das Leben lähmen und es in ein Bild des Todes verwandeln, denn die Natur ist einem blinden Kräftespiel mechanischer Notwendigkeiten unterworfen. Verwunderlich aber ist es, daß Gott dem Unglück die Macht verliehen hat, die Seele selbst der Unschuldigen zu ergreifen und sich zum unumschränkten Herrn und Meister über sie aufzuwerfen. Bestenfalls wird der, dem das Unglück seinen Stempel aufprägt, nur die Hälfte seiner Seele bewahren ... Das Unglück läßt Gott auf eine Zeit abwesend sein, abwesender als ein Toter, abwesender als das Licht in einem völlig finsternen Kerkerloch...« (S. Weil, Das Unglück und die Gottesliebe, 113f.).

<sup>9</sup> Im Schmerz und in der Erfahrung des Unglücks wird der Mensch von sich selber gelöst. Dieser Prozeß hat für Simone Weil eine tiefere Bedeutung, da der Weg des Entwerdens und Entschaffens ein göttlicher Weg ist: Gott selber geht diesen Weg, denn er »verzichtet - in einem Sinne - darauf, alles zu sein«: »Gott konnte nur erschaffen, indem er sich verbarg. Anders gäbe es nur ihn allein« (S. Weil, Schwerkraft und Gnade. Mit einer Einführung von G. Thibon, München 1952, 102.110). »Es gibt eine 'Deifugal'-Kraft. Sonst wäre alles Gott« (ebd. 102).

Hier enthüllt sich der tiefere Sinn des Unglücks: Gott ist es eigen, daß er »sich, vermittels der dunklen Nacht, zurückzieht, um nicht so geliebt zu werden, wie der Geizige seinen Schatz liebt« (ebd. 78). Da Gott sich selber zurückzieht und sein Antlitz verbirgt, nehmen wir »teil an der Erschaffung der Welt, indem wir uns selbst entschaffen« (ebd. 103). Dieser Weg des Entwerdens und Entschaffens ist der Weg zur Wahrheit, wie der Biograph Simone Weils, G. Thibon, zitiert: »Der Held trägt eine Rüstung, der Heilige ist nackt« (ebd., Einleitung 5-55). Wer eine Rüstung anzieht, lebt nicht in der Wahrheit, hingegen ist der, der »nackt« lebt, der totalen »Zerreißung« ausgesetzt, dem Leiden und der »Kreuzigung«. Schmerz und Unglück lösen den Menschen von sich selber, so daß er ent-wird und Gott gerade darin gleich wird, daß er seinen Weg des Ent-werdens und Ent-schaffens, das heißt: den Weg der »Nacktheit« geht.

<sup>10</sup> Ebd. 119.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> »Der erlösende Schmerz ist dasjenige, wodurch das Übel wirklich die Fülle des Seins hat, nach dem vollen Maße, in dem es sie empfangen kann. Durch den erlösenden Schmerz ist Gott in dem äußersten Übel anwesend. Denn die Abwesenheit Gottes ist der Modus der göttlichen Anwesenheit, die dem Übel entspricht - die empfundene Abwesenheit. Wer Gott nicht in sich hat, kann seine Abwesenheit nicht empfinden« (Ebd. 94).

<sup>13</sup> Ebd. 170.

hinaus<sup>14</sup> -, erkennt er seine liebende Nähe: »Gott lieben, durch die Zerstörung von Troja und Karthago hindurch, und ohne Tröstung. Die Liebe ist nicht Tröstung, sie ist Licht.«<sup>15</sup> Die »Sinnhaftigkeit« des Unglücks liegt für den Glaubenden darin, daß es auf der natürlichen Ebene ein »Sakrament« ist, das nach Gott suchen läßt und zu Gott hinführt, und daß es auf der übernatürlichen Ebene zum »Heil« gereicht, da »wir Gott gleichen, aber dem gekreuzigten Gott«<sup>16</sup>. Somit läßt sich sagen, daß Simone Weil in das überlieferte Modell der Nachfolge sehr eindeutig und entschieden den Gedanken der Solidarität mit den Leidenden und Nichtglaubenden einbringt, was sie selber zu sehr überraschenden Konsequenzen führt. An ihrer Seite stehen viele andere Zeitzeugen, die Ähnliches vertreten, wie beispielsweise Madeleine Delbrêl<sup>17</sup> in der »Nachbarschaft von Kommunisten« und Marie Noël<sup>18</sup> in der Schlichtheit, aber Unverdrossenheit ihres Daseins und Glaubens an Gottes Gegenwart, in und trotz aller Dunkelheit, die sich über sie und ihr Leben ausbreitet.

---

<sup>14</sup> Nach Ansicht Simone Weils muß das Unglück sein, damit das Geschöpf sich entschöpfe: »Wir nehmen teil an der Erschaffung der Welt, indem wir uns selbst entschaffen. Man besitzt nur das, worauf man verzichtet. Das, worauf man nicht verzichtet, entzieht sich uns. In dem Sinne kann man nichts, was es auch sei, besitzen, außer durch Gott hindurch ... In dem Maße, als ich nichts werde, liebt Gott sich durch mich hindurch« (Ebd. 103f.).

<sup>15</sup> Ebd. 79.

<sup>16</sup> Ebd. 181.

<sup>17</sup> M. Delbrêl, *Ville Marxiste, terre de mission*. Paris 1957; J. Loew, *Nous autres gens des rues. Textes missionnaires présentés par J. Loew*, Paris 1966; K. Neufeld, *Atheismus und Spiritualität. Zum Zeugnis von Madeleine Delbrêl*, in: *GuL* 44 (1971) 296-305.

<sup>18</sup> M. Noël, *Erfahrungen mit Gott. Eine Auswahl aus den Notes Intimes*. Mit einem Vorwort von K. Pflieger, Mainz 1961.